

# Illustrierte Unterhaltungsbeilage

## „Der Gesellige.“



43. Woche.

Verlag: Gustav Röthes Buchdruckerei u. Verlag „Der Gesellige“ in Graudenz.

Jahrgang 1915.



Generaloberst von Kluck (links) und sein Stab.

# Herrn Dübellers Töchter

Roman von Hans Becker.

(Schluß.)

Eine tiefe Röte überflutete Elsas Gesicht, Empörung stieg in ihr auf, daß jener von dem Inhalt des Briefes nichts wissen wollte. Das war nicht möglich: Er hat es gewußt, hat dann später vielleicht durch seine Worte, die er geschrieben, zu mildern, gutzumachen gedacht. Sie kannte ihn ja, wußte, wie haltlos er sich schon damals gezeigt, wie er sich stets, ohne zu handeln, an vage Hoffnungen geklammert hatte. Jahre waren seitdem vergangen, ohne daß er nach ihr geforscht, sie gesucht hätte. Sie war doch nicht aus der Welt verschwunden. Wenn er sie geliebt, wirklich geliebt hätte, würde er den Weg zu ihr gefunden haben. Daß Lisa ihm gesagt hatte, sie sei in Amerika, wußte sie ja nicht.

Was sollte das überhaupt alles bedeuten? Was wollte er von ihr? Natürlich, die Fürstin hatte sein Verlangen erregt, die kleine Elsa, die Jugendgeliebte, erschien ihm jetzt eine begehrenswerte Beute.

„Schämen Sie sich, Graf,“ sagte sie erregt, „daß Sie vorgeben, nicht zu wissen, was damals geschehen ist. Entfernen Sie sich. Was soll der ganze Auftritt? Sie beleidigen mich, Sie beleidigen meinen Mann!“

Aber statt zu gehen, trat er näher an sie heran. Seine Augen blickten, seine Stirn war tief gerötet.

„Halten Sie ein, Fürstin, schmähen Sie einen Unglücklichen nicht! Ich habe den Inhalt des Briefes nicht gekannt, ich gebe ihnen mein Wort darauf. Nie hätte ich geduldet, daß man Sie beleidigte, nie habe ich aufgehört, Sie zu lieben, und auch als mein Vater mir gesagt, daß Sie mich verschmäht, habe ich nach Ihnen gesucht, habe ich gearbeitet, mir eine Position zu schaffen, um vor Sie hintreten und diese kleine Hand fordern zu dürfen.“

Bei den letzten Worten hatte er ihre Hand ergriffen, und bedeckte diese mit Küßchen, und als Elsa ihm willenlos die Hand ließ, hatte er sich vor ihr auf die Knie geworfen, sie umschlungen und an sich gepreßt. Seine Lippen suchten die ihren.

„Elsa, ich liebe Dich, Du mußt mein sein!“

Es war so schnell, so unerwartet gekommen, daß Elsa sich nicht hatte widerlegen können. Wie ein Hauch hatte es sie überfallen, sie glaubte die glücklichen Göttinger Tage wieder-gekehrt; alles, was nachher gewesen, was zwischen jenen und heute lag, schien ein Traum. Aber nur einen Augenblick dauerte das. Schon hatte sie sich aus seinen Armen befreit und stand vor ihm.

„Graf,“ stieß sie mit bebenden Lippen hervor, „wollen Sie die Schmach, die mir Ihre Familie angetan, noch vergrößern? Verlassen Sie mich — sofort — und danken Sie es der Erinnerung, daß ich Ihnen — verzeihe.“

Als er sich trotzdem nicht gleich entfernte, verließ sie, ohne noch einen Blick auf ihn zu richten, den Salon.

Mechanisch suchte Elsa sich den Weg durch die Tanzenden zu bahnen, wie eine Träumende durchschritt sie den Saal, in dem es um sie her rauschte und tönte. Nur ein Gefühl war wach in ihr: die Sehnsucht nach ihrem Manne. Dort war der Platz, an dem er sich befand — jetzt sah er sie, war aufgestanden und trat ihr schnell entgegen. Er sah, wie blaß sie war, wie ihre Augen umherirrten, es schien ihm, daß sie wankte, und als er, ihr die Hand entgegenstreckend, sie stützen wollte, fiel sie lautlos in seine Arme.

Vom Tische aus war der Vorfall bemerkt worden. Der Konfuz, die Gräfin Gobanow und andere waren schnell hinzugegetreten. Auf ein Zeichen, daß irgend jemand gegeben, war die Musik verstummt. Aller Blicke richteten sich auf die Gruppe. Ein Fragen, ein Wispern: „Was ist geschehen?“ — „Die Fürstin Lubomirskaja ist ohnmächtig geworden.“ — „Ja, die Hitze im Saale!“ ging es durch die Gesellschaft. Von allen Seiten wollte man dem Fürsten Riechfläschchen hinreichen, dieser nahm jedoch Elsa in den Arm und trug sie aus dem Saale.

Lubomirski hatte seine Frau auf ihr Zimmer gebracht und sie dort der Kammerfrau übergeben, jetzt saß er an ihrem Bette und hielt ihre Hand.

Elsa war zum Bewußtsein zurückgekehrt, nur in ihrem Kopfe wühlte ein furchtbarer Schmerz, die Erinnerung an die Szene mit Elwersheim peinigte sie und brannte in ihrem Hirn. Wieder, wie bei der ersten Begegnung mit ihm, war der Gedanke in ihr aufgestiegen, ihrem Manne alles zu sagen, aber wieder hatte sie den Gedanken verworfen. Denn was sollte daraus werden?

Daß ein Duell unvermeidlich war, war ihr klar. Sollte sie die Urheberin davon sein, vielleicht den Tod ihres Mannes verschulden?

Wie sie sich das vorstellte, überließ sie ein eisiger Schrecken, der sich bis zur Verzweiflung steigerte; aber immer klarer rang sich die Ueberzeugung daraus hervor, daß sie nicht sprechen dürfe, daß sie alles mit sich allein abmachen müsse.

In diesem Entschluß befestigte sie sich immer mehr, und es erschien ihr dies das einzig richtige Handeln, zumal sie sich sagen zu können glaubte, daß sie für Elwersheim tatsächlich nichts mehr fühle, wenn sie sich auch einen Augenblick durch die Erinnerung hatte hinreißen lassen.

Der Arzt, den der Fürst sogleich gerufen hatte und der seinen Besuch am andern Morgen wiederholte, fand Elsa zwar bei körperlichem Wohlbefinden, sprach jedoch von Nerven und Ruhe, und der Fürst drang darauf, daß sie sich eine Zeitlang von der Gesellschaft fernhalten wollten, bis Elsa sich wieder ganz erholt haben würde.

Elsa war damit einverstanden, ja, sie empfand eine Genugtuung darin, Elwersheim nicht gegenübertreten zu müssen, und begnügte sich mit einem Spaziergang im Garten des Hotels oder mit Lektüre auf ihrem Zimmer.

Das ging so eine Woche lang, bis das Gefühl der Vereinsamung über sie kam, und sie dem Fürsten erklärte, daß sie nun vollständig hergestellt und es Zeit sei, die Klauur aufzuheben.

So nahm man den früheren Verkehr wieder auf, ohne daß jedoch Elsa die von ihr erhoffte Befriedigung gefunden hätte. Woran es lag, wußte sie selbst nicht, wollte es sich vielleicht auch nicht zugestehen. Aber immer wieder wanderten ihre Gedanken zu Elwersheim, den sie seit jenem Ballabend nicht wiedergesehen, der auch jetzt in dem Kreise fehlte.

Hielt er sich geistlich zurück? War er abgereist?

War ihr sein Fernbleiben in den ersten Tagen wie eine Erleichterung erschienen, so hatte dies Gefühl in ihr bald eine Wandlung erfahren. Aus anfänglicher Neugierde war ein brennendes Verlangen geworden, zu erfahren, was aus ihm geworden. Einmal, zweimal zu Anfang ihrer Zurückgezogenheit, hatte er wie die andern seine Karte im Hotel für sie abgegeben, später hatte auch das aufgehört; nun hielt er sich fern, sie wußte gar nichts von ihm.

Die gleichen Gefühle wie damals auf dem Ball, als Elwersheim sie anfangs zu meiden schien, fingen an, sich in ihr zu regen; wieder empfand sie es wie eine Kränkung, daß er sich so teilnahmslos zeigte; sie dachte nicht daran, wie ihr letztes Zusammensein geendet, daß sie ihm jede Hoffnung genommen hatte.

Wäre er wie früher in der Gesellschaft erschienen, hätte sie ihn täglich gesehen, würde ihre Ruhe wohl nicht gestört, er ihr nach und nach gleichgültig geworden sein. Jetzt, da er sich nicht zeigte, suchten ihn ihre Gedanken, und sie ertappte sich oft dabei, wie sie ihn herbeiwünschte, wie sie glaubte, gutmachen zu müssen, weil sie grausam gegen ihn gewesen. Sie mußte sich sagen, daß er die Wahrheit gesprochen; hatte er doch sein Wort gegeben, daß er nichts von dem Inhalt des Briefes seines Vaters gewußt, daß somit sie allein die Schuld an dem Bruch hätte.

Vielleicht wäre doch alles anders gekommen.

Aber hätte sie das wünschen sollen? War sie nicht glücklich? Gewiß, ja — wollte sie sich beruhigen — sie liebte ihren Mann, sie hatte keinen anderen Wunsch, als ihn glücklich zu sehen, nie mehr an jenen anderen zurückgedacht. Was wollte, was verlangte sie denn?

Als Antwort auf diese Frage stieg die Erinnerung in ihr auf: Göttingen! und wie in einem großen Weh, frampfte sich ihr Herz zusammen. Warum belog sie sich, versuchte immer wieder, sich zu täuschen? Es war ja nicht wahr — sie hatte jenen nie vergessen, sie liebte ihn noch, sie hatte ihn immer geliebt. Jetzt, zum zweiten Male von ihm getrennt, wieder durch ihre Schuld getrennt, fühlte sie, daß alles andere nicht Liebe, nicht Glück gewesen, daß sie nur aus Stolz, in verletzter Eitelkeit, mit verwundetem Herzen der Werbung des Fürsten nachgegeben.

Nie hatte sie sich das so klar vorgestellt. Eigentlich hatte sie nie darüber nachgedacht, die große Liebe ihres Mannes angenommen und geglaubt, daß sie die Gebende sei, ihm mit ihrer Einwilligung, mit Aufgabe ihrer Laufbahn ein Opfer gebracht, ihn aber dann im Laufe der Zeit wirklich liebgewonnen.

Daß die Leidenschaft für jenen andern in ihr nur geschlummert, hatte sie selbst nicht gewußt. Jetzt war sie hervorbrochen, und eine wilde Sehnsucht hatte sie erfaßt.

Wo war er, warum kam er nicht? Mußte er nicht erkannt haben, daß alles, was sie gesagt, nur unter einem Zwang geschehen, daß sie ihn liebte und nach ihm verlangte?

„Morgen kommen unsere jungen Herren zurück,“ hörte sie den deutschen Konsul sagen. „Vielleicht machen wir dann den geplanten Jagdausflug.“

Weiter erzählte der Konsul, daß Graf Elversheim zusammen mit einigen Herren des französischen Konsulats auf Urlaub nach Alexandrien gereist sei.

Eine Ernüchterung stieg in Elsa auf; er war also nur auf einige Zeit abwesend, nach Alexandrien, vielleicht um ein paar Bälle mitzumachen, während sie hier saß und Qualen erlitt.

Wieder hörte sie den Konsul sagen: „Dem Grafen Elversheim scheint das Klima hier nicht zu bekommen, er erschien mir die ganze letzte Zeit stark nervös und abgesspannt. So sehr viel Arbeit haben wir ja gerade nicht; den Tod seines Vaters, der doch schon ein halbes Jahr zurückliegt, wird er doch wohl übermunden haben, so bleibt nur das Klima, und ich werde ihm wohl zureden müssen, sich verjagen zu lassen, so leid es mir tut, einen so scharmanten Mitarbeiter fortgehen zu sehen.“

Graf Lobanow warf ein, daß doch gerade das Klima herrlich sei. Die Unterhaltung bewegte sich dann eine Weile für und wieder den Aufenthalt in Kairo.

Elsa hatte aus allem nur herausgehört, daß auch er litt, gewiß um ihre willen litt, und ein wahres Gefühl des Mitleids stieg in ihr auf.

Am andern Tag sah sie ihn wieder. Ganz unbefangen anscheinend traten sie sich gegenüber; was in ihnen vorging, wußten sie in ihrem Innern zu verbergen.

Auch der Ausflug, von dem der deutsche Konsul gesprochen, sollte in Szene gesetzt werden. Es handelte sich um eine abendliche Jagd auf Schakale, an der sich neben dem Grafen Lobanow und dem deutschen Generalkonsul auch Fürst Lubomirski beteiligen wollte. Gleich nach dem Souper brachen die Herren in Begleitung der Dragomane auf.

Fürstin Labonow blieb noch bei Elsa im Hotel; sie gingen zusammen in den Salon hinüber, wo sich ein französischer Wunderknabe als Geigenkünstler produzierte; auch Elversheim und einige andere Herren, die die Jagd nicht mitmachten, hatten sich angeschlossen.

Als Gräfin Lobanow sich später verabschiedete, zog sich auch Elsa zurück; ihre innere Unruhe jedoch verhielt ihr keinen Schlaf, und sie beschloß, noch einen Gang durch den Garten zu machen.

Während sie langsam auf den mondbeschiedenen Wegen auf und ab ging, ließ sie nochmals alle Gedanken, die ihr im Laufe des Tages gekommen, an sich vorüberziehen.

Ganz klar und deutlich, nicht mehr so verworren wie bisher — wie auch noch heute am Tage — stand vor ihrer Seele als Gewißheit, daß sie Elversheim liebe, nie aufgehört habe, ihn zu lieben. Aber diese Ueberzeugung war mit einem großen Schmerz verknüpft: neben der Liebe stand die Pflicht der Entsagung.

Entsagen mußte sie, darüber gab es bei ihr keinen Zweifel; aber sprechen wollte sie Elversheim noch einmal, befreien mußte sie sich von der Last der Schuld, die sie in seinen Augen hatte.

Und damit sollte es aus sein. Sie wollte fort von Kairo, ihre Wege durften sich nicht mehr kreuzen.

Wie sie noch darüber nachsann, hörte sie Schritte hinter sich. Das war sein Gang, eilig, elastisch, sie täuschte sich nicht, sie kannte das genau, noch von Göttingen her, hatte oft schon auf der Treppe, wenn sie vom Kapellmeister herunterkam, ge-

hört, ob sie den bekannten Schritt unten vor der Tür hören könnte.

Ein Lächeln glitt über ihre Züge bei dieser Erinnerung und war noch sichtbar, als Elversheim sie jetzt erreicht hatte und Worte der Entschuldigung, daß er ihr gefolgt sei, herbrachte.

„Es ist gut so, Graf. Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte ich selbst eine Unterredung herbeizuführen gesucht, denn ich will nicht, daß Sie mich für die Schuldige halten sollen, es muß klar zwischen uns werden, ehe wir uns fürs Leben trennen.“

So erzählte sie ihm, was sein Vater ihr damals nach Nisch geschrieben, was sie geantwortet hatte.

„Konnte, durfte ich glauben, daß Sie davon keine Kenntnis hatten? Müßten Sie nicht meine Empörung verstehen, die mich leitete, Ihnen den bald darauf folgenden Brief uneröffnet zurückzuschicken?“

Als sie schwieg, sagte er schwer atmend: „Sie haben recht, Fürstin, Sie konnten nicht anders handeln — aber mein Vater ist tot.“

Seine Worte klangen hart, tonlos — beinahe, als läge der Sinn darin, daß er seinen Vater nicht mehr zur Rechenschaft ziehen könne, daß dieser durch den Tod seine Schuld gebüßt habe.

Ein eisiges Gefühl durchrieselte Elsa, als sie ihn so sprechen hörte, aber sie beherrschte sich, wollte weiterprechen; sie mußte zu Ende kommen, sie begriff, daß sie nicht lange ihm gegenüber ihre Haltung würde bewahren können.

Vor ihnen lag ein kleiner Pavillon, nach welchem Elsa unbewußt ihre Schritte gelenkt und jetzt, wie gegen das in ihr entstandene Kältegefühl Schutz suchend, eingetreten war.

„Sie sprechen mich also frei von jeder Schuld?“ wollte sie sagen, doch sie kam nicht mehr dazu. Er hatte sie in seine Arme gerissen und preßte sie an sich. Während er ihr Gesicht, ihren Mund mit glühenden Küssen bedeckte, stieß er immer wieder hervor: „Warum hast Du nicht gelesen, was ich Dir schrieb? Alles wäre anders gekommen, Du wärest die Meine geworden, mein Leben wäre nicht zerstört — doch was spreche ich? Noch ist es Zeit, alles kann wieder gut werden, Du mußt mein sein!“

Und unter Küssen wiederholte er immer von neuem: „Mein, mein!“ Und sie antwortete: „Ja, ja, Dein, Dein!“

Dabei erwiderte sie seine Küsse, sinnlos, willenlos; die so lange zurückgehaltene, immer wieder verleugnete Leidenschaft brach sich Bahn. Sie hatte alles, die ganze Welt um sich her vergessen, sie fühlte nur, daß sie sein war, sein bleiben wollte, mußte — für immer.

Plötzlich eine Bewegung in dem vorher so stillen Park. Erst gedämpftes, dann lauterer Ruf — ein Gasten wie von vielen Menschen. Und als Elsa sich aufgerafft, vor die Tür des Pavillons getreten war, sah sie vor dem mit seinen erleuchteten Fenstern in die Nacht hinausstrahlenden Hotel eine Gruppe stehen, von der sich mehrere Personen abgelöst und in die verschiedenen Teile des Gartens gelaufen waren.

Jetzt verstand sie auch die Rufe, die durch das Dunkel tönten: „Frau Fürstin! Prinzess!“ Man rief sie, man suchte nach ihr — und dort — schon ganz in ihrer Nähe — erkannte sie ihre Kammerfrau. Fast bewußtlos stürzte sie derselben entgegen, ihre Glieder flogen wie in Fieberfroft.

„Was ist geschehen? Der Fürst?“

„Ja, ja, der Fürst, verwundet, soeben hat man ihn gebracht!“

Elsa stürzte an der Kammerfrau vorbei, dem Hotel zu.

Sie hörte nicht, was Graf Lobanow zu ihr sagte, was der Direktor des Hotels und andere auf sie einredeten; sie flog mehr, als daß sie lief, die Treppe herauf — und erst im Zimmer ihres Mannes, der bleich, mit geschlossenen Augen auf seinem Bett lag, machte sie halt, warf sich aufschluchzend vor demselben auf die Knie.

Noch wußte sie nicht, was geschehen, aber die hervorbrechenden Tränen lösten die entsetzliche Spannung, in der sie sich befunden, ihr Denken kehrte zurück, sie begriff, daß außer ihr noch jemand im Zimmer war; leise, tröstende Worte drangen an ihr Ohr.

Am dem Bett des Fürsten stand der schnell herbeigerufene Arzt, der jetzt seine eben gesprochenen Worte, glaubend, daß die verzweifelte Frau ihn nicht verstanden, wiederholte: „Beruhigen Sie sich, Fürstin, es liegt keine Gefahr vor. Durch einen unglücklich losgegangenem Schuß ist Ihr Herr Gemahl an der Schulter verwundet, starker Blutverlust, der Transport hierher haben ihm die Besinnung geraubt; ich hoffe, sobald sich der Fürst etwas erholt hat, die Kugel entfernen zu können;

dann bedarf es nur der Ruhe, um den Patienten bald wiederherzustellen.“

Nur halb hatte Elsa verstanden, was der Arzt gesagt. In ihr wogte und wirbelte noch alles durcheinander, kein klarer Begriff wollte aufkommen, sich halten lassen — nur eins stand fest in ihr: „Wenn Dein Mann stirbt, bist Du seine Mörderin! Während er dem Tode nahe, fremden Händen überlassen war, hast Du gesündigt, ihn betrogen, Deine Liebe verraten!“

Wieder schüttelte sie ein Fieberschauer. Sie war aufgesprungen und wollte sich über den leblosen Körper des Fürsten werfen, doch der Arzt hielt sie zurück.

„Fürstin, ich wiederhole, daß keine Gefahr vorliegt. Sie sollen, Sie dürfen sich nicht so aufregen. Setzen Sie sich hier in den Sessel, warten Sie das Erwachen Ihres Herrn Gemahls ab — es wird alles gut werden.“

Sie schüttelte nur den Kopf, als ob sie seinen Worten nicht glaube, ihren Plag nicht verlassen wolle, aber sie ließ sich doch zu einem Sessel führen und sank darin ermattet nieder.

Während der Arzt zum Bett des Kranken zurücktrat und der Schwester, die er mitgebracht und die sich still im Hintergrunde des Zimmers gehalten hatte, mit leisen Worten Befehle erteilte, saß Elsa und blickte mit leeren Augen vor sich hin.

Weit, weit wanderten ihre Gedanken zurück — bis zu jenem Abend in Göttingen, als Elversheim sie in ihrer Wohnung überrascht und Lisa sie in seinen Armen gefunden hatte. Ihr guter Engel, ihre Schwester — warum war sie heute fern gewesen, hatte nicht verhindern können, was geschehen?

Eine große Sehnsucht nach Lisa ergriff sie. Wie ein Kind nach der Mutter hangte sie sich nach ihr, bei ihr allein würde sie Trost finden, ihr allein würde sie alles sagen können, was sie bedrückte.

Zaghaft sah sie zu ihrem Mann hinüber.

Noch immer lag der Fürst mit geschlossenen Augen, nur seine Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen. Er glich jetzt mehr einem Schlafenden — der Eindruck des Todes, den Elsa beim Betreten des Zimmers empfunden, war verwischt.

Erleichtert atmete sie auf. Jetzt erinnerte sie sich auch der Worte des Arztes, daß keine Gefahr sei, alles gut werden würde. Ein Glücksgefühl durchströmte sie, daß das Schicksal ihr noch einmal verzeihen wollte, ihr nur gedroht hatte.

Ganz zusammenhanglos kam ihr die Erinnerung, wie sie mit dem Fürsten in der Marktkirche in Hannover gewesen, welche träumerische Ruhe sie dort umgeben, wie der Fürst den Erzählungen aus der Kinderzeit gelauscht, und der Wunsch, jetzt dort in der Kirche an seiner Seite zu stehen, wurde mächtig in ihr, sie fühlte, daß es ihr möglich sein würde, ihm alles zu gestehen und seine Verzeihung zu erbitten.

Nun mußte sie hier sitzen, warten, bis der Fürst gesund sein würde und dann — das wußte sie — würde sie doch nicht sprechen können.

Was sollte sie ihm auch sagen? Daß sie ihn nicht liebe, nie geliebt habe, nur jenen liebe und ihm folgen wolle? Das wäre für den kaum dem Leben Zurückgegebenen der sichere Tod gewesen — so oder so.

Und es war ja eine Lüge — eine Lüge, nichts weiter. Ganz heiß brannte ihr die Scham auf der Stirn, als sie das erkannte, jetzt hier, am Krankenbett ihres Mannes erkannte. Sie liebte jenen ja gar nicht! Ein Kaufch war es gewesen, immer, nichts anderes, ein Auslöser ihrer Sinne, die Erinnerung an die ersten glücklichen Tage ihrer Künstlerlaufbahn, damit verwoben, nicht vergessen — und dies der Schluß, das Ende.

Ein häßliches Ende. Sie schauerte zusammen. Mit dem Gedanken daran sollte sie das Leben weiterleben? Ganz unmöglich erschien ihr das, und mußte doch sein, es gab keinen anderen Ausweg.

Und wie kam sie von jenem, ihrem Mitschuldigen, los? Hatte sie ihm nicht versprochen, unter glühenden Küssen versprochen, die Seine zu werden, ihren Mann zu verlassen? Würde er sie jetzt nicht auffordern, sein Recht geltend machen?

Auch das noch! Wieder packte sie die Verzweiflung — hier und dort — kein Ausweg, keine Hilfe.

Ihr Denken wurde unterbrochen. Der Fürst war aus seiner Ohnmacht erwacht, der Arzt um ihn beschäftigt.

Elsa trat ans Bett ihres Mannes und beugte sich über ihn. Einen Augenblick zögerte sie, dann aber drückte sie einen Kuß auf seine Stirn.

Auf die Bitte des Arztes verließ sie gleich darauf das Zimmer, die Kugel mußte noch heute entfernt werden.

Wie sie allein war, erfaßte sie von neuem ein Grauen.

Jetzt würden die Gedanken, die sie einen Augenblick am Bett ihres Mannes zurückgedrängt, mit aller Macht wiederkommen und sie peinigen, ihr die Lage, in der sie sich keinen Rat, keine Hilfe wußte, noch trostloser erscheinen lassen.

Aber merkwürdig — wie in weite Ferne gerückt erschien ihr die letzte Begegnung mit Elversheim, wie ein Traum, der nach dem Erwachen zurücktritt, ohne Sehnsucht zu hinterlassen. Fast gleichgültig konnte sie daran denken. Was galt ihr das alles jetzt! Dort, ganz in der Nähe, lag ihr Mann, vielleicht mit dem Tode ringend. Warum war sie von seiner Seite gewichen? Gehörte sie nicht dorthin? Fühlte sie nicht die Furcht, die sie jetzt fast zusammenbrechen ließ, die Angst um sein Leben? Mußte nicht jede Minute eine verlorene sein, die sie nicht bei ihm war? Gab es noch etwas auf der Welt als ihn?

Wie eine Flamme schlug die verleugnete Liebe zu ihrem Manne in ihr auf, machte sie sehend, ließ sie erkennen, daß alles andere dagegen in nichts zerfloß, ja, daß es nur die Erinnerung gewesen, die sie eine Stunde schwach gemacht, nicht Liebe, die sie jenem andern in die Arme geführt hatte.

Wieder stieg es wie Scham in ihr auf, wenn sie an seine Küsse dachte; aber neben der Scham stand jetzt die Ueberzeugung, daß mit jener Stunde ihre Vergangenheit abgetan, die Befreiung für sie gekommen war.

Mit schnellen Schritten ging sie zur Tür und öffnete diese. Sie trat in das Zimmer ihres Mannes. Die Operation war vorüber, der Fürst lag matt in seinen Kissen, aber seine Augen lächelten und grüßten zu ihr herüber. Wie von einem Gefühl des Glücks getragen, ging Elsa zu ihm hin und küßte ihn heiß und innig auf den Mund. Neben der Bitte um Vergebung lag ein Schwur in diesem Kuß. Der Fürst fühlte jedoch nur Glück heraus, das Glück, das sie ihm bisher gewesen, und das sie sich jetzt gelobt, ihm zu halten.

Auf der Terrasse ihrer Villa in Florenz lag Elsa auf einem Ruhebett, der Fürst saß in einem Sessel neben ihr.

Zwei Jahre waren seit ihrem Aufenthalt in Kairo vergangen.

Dubomirski hatte sich damals von seiner Verwundung schnell erholt, namentlich in Luxor, wohin sie sich der größeren Ruhe wegen zurückgezogen, bald ganz Genesung gefunden. Im Frühling waren sie nach Europa zurückgekehrt. Aber nicht direkt nach Florenz ging ihr Weg, vorher wollte Elsa die Heimat wiedersehen — ein eigenes Gefühl trieb sie nach Hannover.

Zimmer wieder stand ihr die Stunde vor Augen, in der sie mit ihrem Manne in der Marktkirche gewesen, immer wieder glaubte sie nochmals mit ihm durch die stillen Räume gehen zu müssen, stets von neuem trieb sie eine Sehnsucht an die Stätte zurück, an der sie mit gläubigem Kinderherzen ihr erstes Gelübde abgelegt hatte. Nur hier hoffte sie Entföhnung finden zu können, denn, wie sie auch bemüht gewesen, die dunkle Stunde ihres Lebens zu vergessen, jeden Gedanken an jenen, der ihr in den Weg getreten, zu bannen — die Schuld, die sie auf sich genommen, stand, nachdem die Sorge um das Leben ihres Mannes gewichen, dieser wieder zu voller Gesundheit gelangt war, jeden Tag drohend vor ihr, und ließ sich auch nicht durch die Erkenntnis, daß sie nur zu ihrem Manne Liebe fühle und der Küsse des andern mit Abscheu gedachte, verschrecken.

Und jener andere?

Lange war sie mit sich zu Räte gegangen, ehe sie zu dem Entschluß gelangt war, keinen Schritt zu tun, ihm auch nicht zu schreiben, wie sie erst entschlossen gewesen, sondern nur die Tatsachen sprechen zu lassen. Mochte er sich mit diesen abfinden, daraus erkennen, daß alles aus und vorbei, zwischen ihnen keine Annäherung mehr stattfinden dürfe. Mochte er das daraus ersehen, daß sie zwei Briefe von ihm unbeantwortet ließ, dieselben ungelesen zurückschickte. Nicht daß sie sich fürchtete, durch seine Worte nochmals irregeleitet zu werden — das war es nicht, durchaus nicht. Nach allem, was sie unter ihrer Schuld gelitten, und noch litt, hatte sie sich durchgerungen, war zur Klarheit ihrer Gefühle gekommen, aber sie wollte diese nun doch einmal bestehende, noch ungeführte Schuld nicht noch vergrößern, jeder Gedanke an ihn erschien ihr wie eine Sünde.

Durch die Krankheit des Fürsten hatte sich jeder gesellschaftliche Verkehr von selbst verboten, später in Luxor war eine Begegnung nicht zu fürchten, und bei der Rückreise hielten sie sich nur einige Stunden in Kairo auf, um sich von Graf und Gräfin Lobanow zu verabschieden. Wie auf einer Flucht suchte Elsa aus dem Lande fortzukommen, in dem sie jenen wußte, und sie fühlte sich erst befreit, als sie in Triest landeten.

Und endlich waren sie in Hannover angekommen.



Die jungen Regimenter gehen bei Ypern mit dem Gesang "Deutschland über alles" todesmutig gegen den Feind.  
 Nach einem Gemälde von Grottemeyer.

Den Vater hatten sie im vollen Genuß seines Besitztums gefunden. Blumen im Garten, Blumen in seinem Wintergarten, in den Zimmern, überall, wo sich nur ein Raum bot. Mit allen Blumenzüchtern stand er in Verkehr und tauschte mit ihnen seine Erfahrungen aus, und nur mit einem großen Schmerz hatte er Elsa gegenüber gleich in der ersten Stunde des Wiedersehens nicht zurückhalten können: Fräulein Zettchen schenkte seinen Pflanzlingen nicht die nötige Aufmerksamkeit.

„Denkt Euch,“ erzählte er ganz aufgeregt, „beinahe wäre eine schöne Gruppe Tulpen, deren Zwiebeln ich mir aus Haarlem verschrieben, eingegangen; das Fräulein hatte über Nacht das Fenster nicht geschlossen, während die Temperatur auf dem Gefrierpunkt stand.“

Elsa und ihr Mann mußten die geretteten Pflanzlinge gleich ansehen, und der Fürst äußerte, daß es wirklich schade gewesen, wenn die herrlichen Blumen umgekommen wären. Er versprach, ebenso wie Elsa, mit Fräulein Zettchen recht eindringlich zu sprechen, und beide beruhigten den alten Herrn, der sich übrigens unter der Obhut und Pflege des alten Fräuleins sehr wohl fühlte, aber nicht umhin gekonnt hatte, den Vorfall zu erzählen, wie auch Zettchen wochenlang mit Vorwürfen über ihre Unachtsamkeit gepeinigt hatte.

Am andern Tage hatte Elsa den Wunsch ausgesprochen, die Marktkirche zu besuchen.

Der Fürst war erst verwundert darüber gewesen und hatte sich, das Verlangen nicht erklären können.

Er erinnerte sich wohl des Tages, an dem sie ihn in der Kirche herumgeführt, gedachte des kindlichen Geplauders; aber inzwischen war so viel Zeit verfloßen, er hatte ihr die Wunderwerke Italiens gezeigt, mit ihr in der Markuskirche in Venedig gestanden, die Panzerwerke in Florenz bewundert, die Moscheen Kairos besucht, vor den Pyramiden gestanden. Welche Anziehungskraft konnte diese schlichte Kirche auf Elsa ausüben? Gläubig war sie nicht, wenigstens nicht in kirchlichem Sinne, viel eher abergläubisch, hatte selbst einmal geäußert, daß sie sich dessen nicht schäme, ja, ein wenig Aberglauben für die Poesie des Glaubens halte, ein Wort, worüber er lange nachgedacht, und dem er Wahrheit nicht absprechen konnte — und nun auf einmal dieser beharrliche Wunsch, diese deutsche Kirche aufzusuchen, noch bevor sie an dem Grabe der Mutter gewesen, wohin es sie doch in erster Reihe hätte ziehen müssen.

Er fand keine Erklärung, mußte sich mit dem Gedanken zufrieden geben, daß das Ganze wohl eben nichts weiter als eine ihrem Aberglauben entsprungene Gefühlsache sei. Schließlich — Glaube, Aberglaube — wer konnte das auseinanderhalten, wer bestimmen, was das richtige sei?

So erhob er keinen Einwand und ging mit ihr an andern Morgen nach der Marktkirche. Sie fanden die Kirche geschlossen, doch Elsa wußte Bescheid. Der Küster wohnte nicht weit, sie holte ihn und ließ die Kirche öffnen.

„Auf eine halbe Stunde oder so,“ hatte Elsa gesagt, und der Küster sich, nachdem er aufgeschlossen, in die Sakristei zurückgezogen.

Elsa war fast fieberhaft erregt und ging mit eiligen Schritten bis zu der Stelle, an der sie in ihren Kindertagen während ihrer Konfirmation gekniet, und ohne Besinnen ließ sie sich hier auf die Knie nieder.

Der Fürst war ihr gefolgt und stand nicht weit entfernt in ihren Anblick versunken.

Wie eine Büsserin lag sie da, den Kopf geneigt, die Hände gefaltet.

Betete sie, oder sprach sie ein Gelübde? War das Glaube, war das Aberglaube, was sie an diese Stätte gerufen? Er wollte sich keine Gedanken darüber machen, hatte stets vermieden, die Religion in ihre Betrachtungen zu ziehen oder darüber zu diskutieren. Damit — so war sein Gedankengang — mußte jeder mit sich allein fertig werden. Ein anezogener Glaube galt ihm nicht als wahres Gefühl, er hatte das an sich erkannt, der streng im Ritus der griechisch-katholischen Kirche erzogen war. Wo war er hin, der Wunderglaube? Hatte er der Welt, dem Leben standhalten können?

Jetzt erhob sich Elsa und trat auf ihren Mann zu.

In ihren Augen war ein eigenes Leuchten; wie ein großes Flehen lag es darin und wieder wie heiße Liebe. Sie sprach kein Wort, aber ihre Arme umschlangen den Fürsten, und während sie den Kopf an seine Brust schmiegte, drang ein Schluchzen zu ihm herauf.

Auch der Fürst sprach nicht, er zog sie nur fester in seine Arme, er verstand nicht, was in ihr vorging, er glaubte, daß

sie ein letztes Mal von der Stätte der Kindheit Abschied genommen, und wollte — ob Glaube oder Aberglaube sie dahin geführt — ihre Gefühle nicht stören.

Elsa wußte ihm Dank, daß er sie hatte gewähren lassen und auch jetzt nicht fragte. Mit dem, was sie bewegte, mußte sie allein fertig werden, sie fühlte, daß sie sich befreit hatte. Sie hatte das Gelübde erneuert, das sie am Krankenbett ihres Vaters getan, sie wußte, daß nun nichts mehr ihre Liebe zu ihm stören würde.

Seitdem waren zwei Jahre vergangen; vor drei Monaten hatte eine zweite Fürstin Elsa das Licht der Welt erblickt.

Eine schwere Zeit lag hinter der jungen Mutter, eine Zeit der Sorge und Angst hinter dem Fürsten.

Nun war das Glück voll und ganz bei ihnen eingekehrt; mit ihren Leiden hatte Elsa alles gekämpft, der letzte Schatten war aus ihrem Leben gewichen.

Wie unter diesem Gedanken, reichte sie ihrem Manne die schmal gewordene kleine Hand hin, und als er, aufstehend, sich herabbeugte und einen innigen Kuß darauf drückte, erschien ein Glanz in ihren Augen, ein Widerschein des Glücks und der Liebe.

— Ende! —

## Das Perspektivl

Skizze aus Deutschtirol von Silda Rovinelli.

„Ah, war nit schlecht, gar nach unserm deutschen Landl tat sie's gelüsten, dö Kachelmacher, wia sagscht, Postfinger? Himmisakra überanand!“ Der dicke Gamsenwirt ballte wutschnaubend die Fäuste und schüttelte sie unter gotteslästerlichen Flüchen auf die übermütigen Welschen. Der alte Postbote schob das geleerte Gläschen Kirschgeist von sich und klopfte dem aufgeregten Mann beruhigend auf die Achsel.

„Nit so gach, Gamsenwirt, sisch könnt di vor lauter Gall und Gift's Schlagl treffen. Und war jez decht schad um a Mannsleut, was no an Stutzen halten kann. Den welschen Fackn werden wir den Glust auf unser Landl mit Büch und Kolben geschwind austreiben. Unser Landl werd nit verwelscht, in alle Ewigkeit nit. Da fahlt sie nix.“

Die übrigen Anwesenden gaben in lebhaft bekräftigenden Ausdrücken ihren Beifall zu erkennen. Ein alter Bauer mit eisgrauem Bart über dem ledernen Brustschild schlug mit seinem Maßkrug nachdrücklich auf den Tisch und die bergblauen Augen in dem kantigen Schädel bligten schier jugendlich vor vaterländischer Begeisterung.

„Wir lassen uns nit verwelschen, und wann Bluet rinnen müßt, so hoch und wild wie d' Bergwasser im Frühjah und so roat wie's Zuckerbütl in der Abendglüh. Sell sag i. Und müßt aa der letzte Ahnl und der jüngste Bua ausruken. I geh aa mit die Schützen mit. Ob i aa bereitz an d' siebzig bin, wo mei Kugele hinschnöllt, da isch dir aa schon a welscher Fack hin und verreckt.“

„Nachher giahn wir mitnand, Ragillerahnl,“ rief der Wirt und klopfte sich den Wanst, „dös bissele Wampen tut mi nit abhalten, dieweil 's Kriagsleben eh d' beschte Entfettungskur isch. Muß halt d' Wabi derweil 's Geschäft führen, gell Alte?“

Die Wirtin, eine gleichfalls gutgespickte, behäbige Person mit einem kleinen Kröpfel unter dem schwarzsamtenen Halsband nickte zustimmend.

„Freila müßt giahn, Alter. Tat mi ja frei schamen, wann von unserm Haus foans nit mitgiahn tat, unsere Buben sein ja lang no z' jung.“

„Meinst lei, i bleib zrud, Muetter,“ schrie's da unerwartet zum Fenster herein, und gleich darauf sprang ein ungefähr sechzehnjähriger Bub frisch wie ein sprudelnder Gletscherbach, in die rauchige Stube. „I und 's Schneidertonele und 's Bindermichele und 's Schulmoasterwaschl und no a Hausen Buben, wir giahn uns alle zum silbernen Adler melden. Laßt's uns nit freiwillig mit, so giahn wir ent durch. Hellauf!“

Der Bub klatschte sich ausgelassen die lederbehosten Schenkel und die eisenbeschlagenen Schuhsohlen.

Der alte Postfinger fuhr sich gerührt mit der schwarzbraunen Taze über die buschigen Wimpern.

„Wann dös nur unser gueter Kaiser sehen könnt, dö helle Kriagsluht von seine Tirolerbuben, sell tat a lichte Freud sein für sein sorgenschwars Herz.“

„Und dö von uns Tirolerabln dazua,“ fügte der Nagillerabln bei.

Der Postinger seufzte plötzlich.

„I han halt soviel an Angst, daß i am End koan find, der statt meiner 'n Postinger machen tat, auf daß aa mit die Standschützen ausrueden kunnt!“

Der andere nickte und schmunzelte wohlgefällig in seinen eisgrauen Bart.

„Sell werd freila schwar halten, will a jeds selber giahn.“

„Wann der Führerjörgle wianigstens d' Köffer z' regieren vermocht.“ Der Postinger lenkte seine kleinen Neuglein mit kummervollen Blicken auf den zusammengekauerten, an Armen und Beinen arg verkrüppelten Mann, der als hartnäckig stummer Zuhörer in dem lebhaft erregten Kreise saß.

Jetzt hob er den Kopf, ein scharfgeschnittenes, kühn-nasiges Gesicht, aber mit tiefen schmerzlichen Furchen um den blondbärtigen Mund. In den umschatteten hellblauen Augen witterleuchtete es.

„Meintz, i blicbet dahoan, wann i Hand und Fuß nur halbwegs brauchen kunnt,“ fuhr er auf. „Sakradibü, nachher müßt i mir was gescheiters als enkere Köffer kutschieren.“ Eine Flut von Verwünschungen brach mit elementarer Gewalt aus der verbitterten Brust des ehemaligen Bergführers. „Verfluchte sollen sie sein die Doktor, döjell mi zu ein Krüppel kuriert haben, dazumal vor neun Jahr, wie i vom Zuckerhütl oerkugelt bin. Gätten sie mi decht in Fried versterben lassen, nacher brauchet i jek nit in meim Glend dahoan, wo unser Landl in Not und Gefahr isch.“

Er warf die Zehne hin und hinkte zur Tür hinaus — es duldete ihn nicht länger unter den beneidenswert Glidlichen, die ausziehen durften, für Kaiser und Heimat zu kämpfen. Unter schweren Seufzern klapperte er mit dem Stützstock über die Landstraße, seiner schräg gegenüberliegenden Behausung zu. Eine Bäuerin mit einem Korbe Grünfütter auf dem Rücken kam ihm entgegen und schaute ihn aus ihrer gebückten Haltung mit klugen Augen forschend an.

„Guaten Namittag, Jörgle, tut lei der Franzl, dei Schwesterkind, einrucken? Schleichst ja daher mit ein Armenfündergesicht, völlig zum Derbarmen?“

Der Bergführer knurrte etwas Unverständliches.

„So tröst di halt unser Herrgott,“ bemerkte die Bäuerin, mißverstehend. „Und mi aa. Hab sechs Buben und mein Alten im Kriag, und der siebente Bua, der Seppl, laßt mi jek aa koan Fried mehr, i sollt 'n zischen lassen.“ Sie seufzte. „S' isch wollter hart für a Muetterherz, soviele lebfrische Buben! Aber was willsch toan? Müßt 's halt in Gottsnam zischen lassen, 'm Heimatland derf oans nix verwehren.“

Mit weher Seele trat der Führerjörgle in das Gemeindehaus ein, wo er bei freiem Quartier mit einer kleinen Pension sein erbärmliches Krüppeldasein fristete. Langsam klonn er die dunkle Treppe zu seiner Siebelskammer empor. Aus der offenen Tür der verräucherten Küche unten klang das lebhaft vergnügte „Disputieren“ der Armenhäusler an sein Ohr.

„Und i tu unserm Landl mei silberne Uhr opfern, weil i decht nit mittoan kann. Bislang hab i lieber Hunger und Durst gelitten, als daß i sie verkauft hätt, aber jek giltz d' Rettung von unserm Landl. — Mei legt Stündl werd i aa ohni Döjell nit verpassen,“ rief eben eine dünne Greisenstimme begeistert. Eine zweite fiel ihr jauchzenden Tones ins Wort.

„Und i gib d' silbernen Trachthalsketten von meiner Alten selig!“

Mühselig tappte der Jörg weiter und seine Blicke bohrten sich in müder Verzweiflung in das Dämmerdunkel des Treppenganges.

„Alls hat sein Scherlein z' opfern. D' oan Kraft und Leben, d' andern ihre Buben und sogar d' Armenhäusler toan ihr Bisl auf 'n Opferaltar legen. Alle toan jek grad nur geben und geben, bis auf mi. Grad nur i hab nix zun opfern. Mei Uhr isch si foa zwei Gulden wert und bleibt obendrein alle paar Stund stiahn. Und was hätt i sisch z' geben? Der einzig sein, der nix hergeit?“

Da hielt er mit einem Ruck an, denn wie ein Blitzstrahl war es durch das trostlose Dunkel seiner Seele gefahren.

Das Perspektiv!

Das Herz begann ihm plötzlich ungestüm, schmerzhaft, gegen die Rippen zu pochen. Eine heiße Blutwelle froch ihm in die ausgehöhlten Wangen, der Atem versagte ihm schier.

„Freila geb i 's her, mei Perspektiv!“, sagte er laut zu sich selbst, klar und bestimmt, als wollte er mögliche Gegenregungen im vorhinein ersticken.

Dann stieg er hastig vollends hinan. Schweratmend trat er in die dumpfe Kammer und lehnte den Stoc in den Türwinkel. Hierauf holte er aus der verschwärzten Truhe ein Fernrohr hervor und streichelte das blanke Ding feberhaft zärtlich mit der unbeholfenen, dickgeäderten Hand. Das „Perspektiv“ war das Liebste, was der Führerjörgle hatte. Die Erinnerung, ja mehr noch, ein Stück der fernem, seligschönen Führerzeit. Mit der scharfen Linse ging er tagtäglich die schimmerndweißen Felsensteige und die jähen Eiswände ab, die er seinerzeit bestiegen, und war wehmütig glücklich, wenn er ein oder mehrere Krabbelwejen in dem Gewände entdeckte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und halbblauten Ausrufen der Zustimmung oder Mißbilligung verfolgte er mit angehaltenem Atem jede Bewegung der Kletterer da oben und lebte sich so in sie hinein, daß es ihm nachher schier vorkam, als sei er tatsächlich selber droben gewesen. An einem solchen Tage war er dann ganz heiter und aufgeräumt. Das Perspektiv war noch der einzige Trost in seinem armseligen Krüppeldasein. Auch jetzt richtete er das geliebte Glas auf das Zuckerhütl, das seine eisbläuliche Pyramide in kristallener Klarheit aus dem Zackengewoge der Nachbarferner in den strahlendblauen Himmel hinein hob. Haarscharf trat jede Aenderung des Gesteins, jede Wandfalte und eine Menge blauklüftiger Gletscherschluchten hinter der Linse zutage.

Ja, sein Perspektiv, das war halt ein Glas! Wer das bekam, der konnte sich billig ins Fäustchen lachen. So einen feinen Ferngucker haben nicht alle Offiziere, die Goldkrageten vielleicht, die Minderen aber gewiß nicht. Und wenn er nun sein Perspektiv einem solchen zukommen ließ, da war's leicht möglich, daß der damit eines Tages den lauernden Feind entdeckte, den er ohne das Perspektiv nicht bemerkt hätte, und das wäre dann sein, des krüppelhaften Führerjörgle, Verdienst. Es wurde ihm ganz gehoben zumute bei dieser Vorstellung. Gleich heute abend noch wollte er mit dem Perspektiv zum Gemeindevorsteher gehen. Eine wehmütige Abschiedsstimmung begann sich seiner zu bemächtigen. Nie mehr würde er also in liebgewordener, altgewohnter Weise da oben auf den schwindelnden Pfaden umher wandern können! Mit freiem Auge war's nicht das richtige, da sah man alles nur ganz im Groben, und überdies hatte sein Sehvermögen unter dem Absturz damals gelitten. Lange, lange währte der letzte Ausflug, den der ehemalige Bergführer mit dem Fernrohr abschiednehmend in die wohlbefannte, vielgeliebte Bergwelt unternahm. Es schien ihm, sie habe nie so wunderbar, zum Greifen nahe, vor seinem Auge gelegen, schier jedes Steinchen konnte man heute unterscheiden; er vermochte sich gar nicht von ihr loszureißen, bis ihm mit einem Male die Glaslinse trüb wurde und alles in einem schmutzignassen Grau durcheinander schwamm . . .

Mit sich selbst zürnend, rieb er das Glas sorgsam mit dem Hirschlederlappen.

„Scham di, Jörg, als ob d' nit z' tot froh warst, daß du decht ebbs zum Niederlegen auf 'm Vaterlandsaltar hast.“

Als er das Fernrohr einschraubte, überkam ihn ein heftiger, fast unwiderstehlicher Trieb, noch einen allerletzten Ausguck auf die Berge zu halten. Aber er schüttelte hastig den Kopf.

„Na Zeit isch 's, daß i zum Vorsteher geh, jek werd er grad beim Melken sein. Später isch er leicht nit mehr dahoan.“

Er zog seine Sonntagsjoppe an und steckte das Perspektiv resolut in die Tasche. Bevor er die Stube verließ, trat er nochmals ans Fenster, legte die hohlgewölbten Hände in Fernrohrform übereinander und guckte eine geraume Weile prüfend durch dieses Perspektiv. Dann nickte er grimmig tapfer.

„Jek muß si 's halt aa aso toan!“

Darauf nahm der Führerjörgle den Stützstock aus dem Türwinkel und hinkte im Hochgefühl seines Gebertums nach dem Gemeindeamt.



Oberes und unteres Bild links:

Zur Stellungnahme Bulgariens im Weltkriege. König Ferdinand von Bulgarien. Kronprinz Boris von Bulgarien.

Oberes Bild rechts:

Deutsche Offiziere besichtigen eroberte russische Befestigungsanlagen vor den Brückenkopfstellungen von Wilna. Bekanntlich war Wilna in weitem Umkreis ordentlich stark befestigt.

Mittleres Bild:

Bemalte französische Geschütze. Im gegenwärtigen Kriege spielen die Deckungen und Maskierungen eine große Rolle, um sich vor den gefürchteten Fliegerbomben zu schützen oder sich im Gelände unkenntlich zu machen. Meist wird es genügen, durch geschickt befestigte Baumzweige den hoch in den Wolken schwebenden Flieger über die unter dem Blätterdach versteckte Batterie zu täuschen, besonders wenn in der Nähe derselben noch Scheinstellungen errichtet sind. Es muß aber auch manchmal zu anderen Mitteln gegriffen werden. So haben kürzlich die Franzosen,

um die Entdeckung ihrer Artilleriestellungen zu erschweren, ihre Geschütze mit einem der Umgebung angepaßten Anstrich versehen.

Unteres Bild rechts:

Deutsche Truppen bei ihrem Vormarsch in der Richtung auf Dünaburg.

